

Frieda

Ihre Leiche lag erfroren im Schnee, als ich sie endlich fand. Die Krähen, die auf ihr hockten, waren von weitem nicht zu unterscheiden gewesen vom Schwarz ihres Wollcapes. Erst als ich mich ihr näherte, stob der Schwarm Vögel in den Winterhimmel, wie schwarze, kreischende Fetzen ihrer selbst. Hindurch durch pudrige, weiße Flocken, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Ich hoffte, ihre Seele fände dort endlich Frieden.

Ich berührte sie nicht. Ich wagte es nicht diesen Frieden zu stören. Frieda zu stören. Ihren zarten Körper hatte sie zusammengerollt. Ihre Arme umschlangen schützend ihren Bauch. Oft hatte sie so dagelegen als sie schlief. Die Finger ihrer rechten Hand berühren sich beinahe an ihren Spitzen. Nur ein kleiner Spalt, eine Wolke aus Luft, verhinderte, dass sie es taten. Sie erinnerten mich an eine Blüte, kurz bevor sie im Begriff war aufzuspringen, um uns dann ihr Innerstes preiszugeben. Eine der intimsten Gesten der Natur. Ohne Scheu offenbart sie uns ein zartes Stielchen oder Kissen, gepudert mit Blütenstaub. Lebensnektar. Süß und verheißungsvoll.

So war Frieda für mich.

«Anton komm. Komm, sieh nur».

Frieda beugt sich über den roten Hibiskus und deutet auf den Stängel im Inneren der Blüte. Ich neige mich zu ihr hinab und lasse meine Nasenspitze sanft von ihr in den Kelch drücken. Dann wieder hinaus. Sie hält mein Gesicht in ihren Händen. Ihr Blick hält mich ebenso gefangen. Tief scheint sie in meine Seele zu schauen. Alles erahnend, was je mit mir geschah und noch geschehen wird. Ich zerstäube in ihren Händen. Aber es ist nicht bedrohlich. Es fühlt sich richtig an. Ich zerfalle. Und sie ist das Gefäß, das mich auffängt. Wir sind eins. In diesem Moment, in vielen Momenten. Zwei Seelen, wie aus ein und derselben gewachsen. Ihre Zunge leckt mir das gelbe Puder von der Nasenspitze. Dann springt sie lachend auf und rennt davon. Ihr Haar flattert im Wind. Goldene Strähnen im matten Abendlicht, das alles weich und warm zeichnet, ehe es von Schwarz übermalt wird. Während ich meine liebeschwachen Glieder zwingen muss, sich in Bewegung zu setzen, verschwimmen Friedas Konturen im Licht der sich neigenden Sonne. Ich sehe ihre Kleidungsstücke fallen, sie gleiten an ihr hinab, wie Perlen aus Wasserdampf an einem kalten Glas. Das Blau des Sees umspült ihre Rundungen und ihr schallendes Lachen schwappt verheißungsvoll zu mir hinüber. Endlich hasten meine Beine ihr hinterher. Ihre Lippen saugen an den meinen, ihre Zunge verwebt mit meiner, meine vorherige Schwäche weicht einer siegessicheren Härte. Doch Frieda lässt sich nicht gern besiegen, noch nicht. Sie umfasst mein steifes Glied, inhaliert meinen heißen Atem, vier, fünf, sechs Sekunden lang, dann drückt sie mich unter Wasser und hechtet dem Gold der Sonne entgegen. Wieder schwappen diese warmen, lebenshungrigen Töne ihres Lachens zu mir.

So war sie. Ausgelassen wie ein kleines Kind.

Strahlend und wunderschön. Eine Sonne, die wärmt und uns Leben spendet.

Aber manchmal auch alles verbrennt.

Das Feuer in ihr war unberechenbar. Es zu zügeln gelang ihr nicht. Sie war ein Wesen der Extreme. Schwarz oder weiß, gut oder böse, hell oder dunkel. Nuancieren fiel ihr schwer. Entweder sie brannte oder sie erlosch.

Das waren die schlimmen Phasen. Das Schlimmste, was ich je aushalten musste. Im Grunde gibt es keine Worte dafür. Worte sind zu mickrig. Sie sind leer. Es sind schwarze Muster auf

weißem Grund oder Schwingungen, ein Klang, vibrierend schwebend in einem Raum, ehe er wieder verpufft. Was nicht heißen soll, dass Worte nichts wiegen könnten. Doch, manche Worte wiegen Tonnen. Sie sind schwer, wie Blei oder heiß, wie Glut. Sie bleiben haften in uns, hinterlassen Narben, zirkulieren immerfort in der Unendlichkeit. Unsichtbar und unheilvoll. Sie haben die Macht, uns zu zerstören.

Aber niemals, niemals reichen Worte dafür aus, um zu verstehen, was mit Frieda geschah. Sie sagen nichts über das, was Frieda real immer wieder erleben musste. Fühlen könnten wir es. Müssten wir es! Doch wir sind Feiglinge oder Glückspilze, je nach dem...Aber was rede ich? Ich schweife ab. Ich rede von anderen, dabei sollte ich einzig und alleine von mir reden! Denn ich war der andere Teil von ihr. Ich hätte es fühlen müssen. Ich hätte Frieda retten müssen.

Als ich sie so das erste Mal erlebte, erkannte ich sie nicht wieder. Ihre Sonne war vollkommen erloschen. Die tiefste Nacht hatte sich über sie gelegt. Nein, es war keine harmlose Nacht, es war die absolute Finsternis. Es war das Grauen. Zusammengekauert lag sie am Boden, zitternd am ganzen Leib. Ihr Gesicht war schmerzhaft verzerrt zu einer scheußlichen Fratze und ihre Finger bohrten sich in das Fleisch ihrer Unterarme. Mir war, als ob unter ihrem grässlichen Stöhnen und Wimmern, Teile ihrer Selbst versuchten, ihren Körper zu verlassen. Doch es gelang ihnen nicht. Als wären in ihr und um sie herum unsichtbare Schichten aus Schmerz und Leid. Eine unüberwindbare Barriere, die es nicht zuließ, dass da etwas einfach entflohe. «Nein, wir wollen, dass du es fühlst Frieda. Fühl! Fühl es gefälligst!» schienen sie zu schreien. Doch Frieda wollte nicht fühlen. Nicht dies. Nicht schon wieder. Im nächsten Moment sprang sie auf, irrte wie von Sinnen durch die Wohnung, floh vor sich selbst und vor den Dämonen in ihrem Innersten. Doch auch die Flucht gelang ihr nicht. Und das war das Schlimmste! Sie durchschritt ihre eigene Hölle, immer wieder. Ihr Leben lang. Einmal sagte sie zu mir, die Angst fühle sich an, als würde sie gleich zur Schlachtbank geführt. Es war die Angst vor der Unausweichlichkeit des grauenvollen Todes. Natürlich wusste sie während ihrer Attacken, dass diese Ängste nicht real waren. Natürlich kam niemand und führte sie ab, um sie zu quälen. Doch es fühlte sich für sie so an. Sie war dieser Angst völlig ausgeliefert. Sie wollte schreien, doch sie unterdrückte es, aus Angst die Nachbarn könnten sie hören. Also weinte sie still bis sie würgte und sich erbrach. Dadurch wurde etwas leichter ihr. Dennoch, sie konnte diesem Grauen nicht entfliehen. Sie war ihre eigene Gefangene. Sie musste die Todesangst durchstehen, solange sie auch dauerte. Meist waren es Stunden. Manchmal Tage. Sie fühlte sich so alleine, so mutterseelenallein. Und sie hatte ja recht. Denn es konnte ihr wirklich niemand helfen. Die Mutter nicht, die Schwester nicht, die Freundinnen nicht. Kein Arzt, kein Therapeut und kein Heiler und ich schon mal gar nicht. Oft foh ich. Blieb ich, musste ich diesen Horror mit ansehen. Erstarrte. Konnte mich nicht rühren. Bestenfalls schwafelte ich Phrasen, die sie noch mehr verwirrten und in Panik versetzten. Mein sachlicher Verstand baute eine Mauer zwischen uns. In diesen Momenten lebten wir in zwei ganz unterschiedlichen Welten. Es gab *uns* nicht mehr. Wir waren nicht mehr die zwei Seelen, wie aus einer gewachsen. Es gab nur noch sie in ihrer Welt und mich in meiner. Meilenweit waren wir voneinander entfernt, Universen trennten uns, obwohl ich nur ein zwei Schritte von ihr entfernt stand. Uns einte nichts mehr. Im Gegenteil, ich war zu ihrem Feind geworden. Und wenn ihr Blick mich traf, sah ich ihren Hass auf meine Untätigkeit und ihre pure Verzweiflung, dass ich sie nicht von diesen Qualen befreite. Ich sah, wie sie zu Gott flehte, er möge sie erlösen. Doch auch er tat es nicht. Nie.

Der Schneefall wurde stärker. Weiße Kristalle deckten sie zu. Eine Hülle aus Licht, statt eines Mantels aus Angst. Sie wollte immer ein Engel sein. Nun hatte Gott sie doch erhört.

Ich legte mich neben Frieda in den Schnee. Nun war ich mutig genug sie zu umarmen. Ihr zugewandt studierte ich jede Linie ihres Gesichts. Auch ihr Mund war einen Spalt breit geöffnet. Ich lauschte. Ich lauschte und atmete. Atmete und lauschte. Und dann hörte ich. Sie sprach zu mir. Endlich sprach sie zu mir. Ihre Worte glichen filigranen Kettengliedern, eins hing am anderen, bildete Sätze, die leise, sehr leise aus ihrem Mund strömten, friedvolle, lange Kettenfäden, geordnet wie DNA-Stränge, die ihr nun endlich entwichen, sie erlösten, indem sie mir ihre Geschichte erzählten.

Es war keine besonders grausame Geschichte. Nur grausam für sie. Ich konnte nicht fassen, dass es diese Geschichte war, die sie all die Jahre immer wieder so hat leiden lassen. Nein, ich konnte es einfach nicht verstehen. Aber das musste ich auch nicht. Jetzt endlich verstand ich. Ich musste einfach nur lauschen. Einfach nur zuhören. Und sie halten. Es wäre so einfach gewesen.

Verzeih mir Frieda!

Ich lauschte und lauschte bis ich selbst einschlief.

Hier sind sie nun also diese Zeichen schwarz auf weiß. Krakelig skizzieren sie Unbeschreibliches. Ich musste beim Schreiben auf die linke Hand umstellen. Daumen und Zeigefinger meiner rechten Hand wurden mir amputiert.

Gütig fällt das letzte Licht des Tages auf meine Zeilen. Macht sie weicher. Aus der Ferne schwappen Töne voller Lebenslust zu mir, ich sehe Kleidungsstücke fallen, weibliche Rundungen sich in Gold auflösen und das Papier vor mir färbt sich tropfenweise dunkel. Buchstaben verschwimmen.

Wörter die schwer wiegen, lösen sich auf.

Sie sind mickrig, sie haben nicht die Macht festzuhalten, was Frieda fühlte.

Aber ich fühle nun.